

Spirituelleres Wandern

Alte Künste 2

Das spirituelle Wandern: Traumpfade, Pilgerfahrten, Visionssuche

Immer schon gab es Formen des Wanderns, die nicht ökonomischen Zwecken dienen, sondern dem Seelenheil. Ihr Antrieb kommt aus der Spiritualität. Wir finden solche Formen in vielfältiger Gestalt in vielen Kulturen der Welt. Ein paar exemplarische Blicke auf Kulturen des Pilgerns erweitern den Horizont einer Kunst des Wanderns. Das hat nicht unbedingt mit der vielbeschworenen ‚Rückkehr der Religion‘ zu tun. Auch für jemanden, der sich entschieden hat, ohne Totem und ohne Glauben durchs Leben zu gehen, könnte es sich lohnen, Elemente des Pilgerns in die eigene, individuelle Art der Sinnsuche zu integrieren.

Traumpfade - ‚Songlines‘

In den „Fußstapfen der Ahnen“ gehen, ist eine uralte und ureigene Technik der australischen Aborigines. Es geht darum, die ungeheure Weite des Kontinents lesen und verstehen zu lernen. Von ‚Songlines‘ sprach der britische Autor Bruce Chatwin in seiner großen Reiseerzählung aus dem Jahr 1987. Unter dem Titel ‚Traumpfade‘ wurde sie auch im deutschsprachigen Raum zum Kultbuch. Der ‚Roman‘ – die Grenze zwischen Fiktion und Reportage ist fließend - handelt von Erlebnissen eines Ich-Erzählers auf der Suche nach dem Geheimnis der nomadischen Lebensform. Er findet es in den ‚Songlines‘ der australischen Aborigines. Was aber sind ‚Songlines‘?

Folgt man Chatwins Bericht, so verfügt jeder Stamm über einen von Generation zu Generation mündlich weitergegebenen ‚Song‘. Das sei ein vielstrophiger Gesang, der markante Punkte in der Landschaft, also Gebirgskämme, Felsformationen, Baumgruppen, Wasserstellen in einer bestimmten Reihenfolge mit jeweils wenigen Worten und Tonfolgen benenne und besinge. Im Lied würden die Orte einem bestimmten Totem, meist einer charakteristischen Tierart, zugeordnet. In der mythischen ‚Traumzeit‘ des Stammes hätten totemistische Ahnen die Welt wandernd und singend ins Leben gerufen. Die Abfolge der besungenen topographischen Fixpunkte legt eine lineare Struktur in die unendliche Weite des Raumes – einen imaginierten und zugleich real begehbaren ‚Traumpfad‘. Aus den gesamten ‚Songlines‘ aller Stämme entsteht ein zusammenhängendes labyrinthisches Wegenetz, das den riesigen australischen Kontinent überspannt. Der jeweilige Mythos sei Schöpfungsgeschichte, Stammes-Chronik und Landkarte zugleich, ein sprachliches Gebilde, das die unverrückbare Gestalt der Landschaft benutze, um Mensch und Natur, kollektives Gedächtnis und individuelles Bewusstsein miteinander zu verknüpfen. Songlines seien der zentrale geistig-spirituelle Besitz eines jeden Stammes. Besonders beauftragte und ausgebildete Weisheitslehrer dienten als Hüter der Überlieferung. Bei der Geburt erhalte jedes Kind das Wegerecht für ein Stück ‚Songline‘. Später erfolge die Einweihung in das Wissen über das Erlernen von Text und Musik der jeweiligen Songline. Als Medium diene ein persönliches ‚Tjuringa‘, eine ovale Tafel aus Stein oder Holz, auf der ‚Songlines‘ eingeritzt seien. Mit dieser mythologischen ‚Datenbank‘, nämlich Text und Melodie seines Gesangs im Kopf begeben sich jedes Stammesmitglied einmal im Leben auf den ‚walkabout‘, auf eine rituelle Wanderung über den Kontinent. Sie folge den ‚Songlines‘, den ‚Traumpfaden‘. Oder, wie laut Chatwin die Aborigines selbst sagen, den ‚footprints of the ancestors‘, den ‚Fußstapfen der Ahnen‘. Wandernd, in seiner körperlichen Bewegung durch den Raum, auf Wegen, die ihm vertraut seien, bevor er sie gehe, lerne der junge Mensch das Land und dessen Ökologie verstehen. Im Vorwärtsschreiten gebe er sich auf eine Zeitreise zurück zu den Ursprüngen. Im Akt des Wanderns kommuniziere er mit den göttlichen Vorfahren. Er verschmelze mit deren Schöpfung, indem er sich in die ‚Traumzeit‘ versetze. Diese Wanderung entschlüssele ihm die existenziellen Rätsel von Herkunft und Zukunft, von Eigenem und Fremden, von Identität. Durch die Songlines werde die Landschaft belebt und ‚verzaubert‘. Undenkbar, sie zu einem bloßen Objekt der Ausbeutung zu erniedrigen. Undenkbar, die Gesänge zu verraten. „Die Aborigines glauben, dass ein ungesungenes Land ein totes Land ist: denn wenn die Lieder vergessen sind, wird das Land selbst sterben.“

An einer Schlüsselstelle seines Buches schreibt Chatwin: „Ich habe eine Vision von den Songlines, die sich über Kontinente und Zeitalter erstreckt; dass, wo immer Menschen gegangen sind, sie die Spur eines Liedes hinterließen (von dem wir hin und wieder ein Echo auffangen können), und dass diese Spuren in Zeit und Raum zu isolierten Inseln in der afrikanischen Savanne zurückführen, wo der erste

Mensch den Mund öffnete, den ihn umgebenden Schrecken zum Trotz, und die erste Strophe des Weltenliedes sang: ‚ICH BIN!‘. Die Verbindung von Individuum, Gruppe, Raum und geistig-spirituellen Traditionen ist also überall möglich. Global und in den Dimensionen von Menschheitsgeschichte zu denken, heißt für Chatwin keineswegs, die prägende Erfahrung von Heimat abzustreifen. Mitten im australischen ‚outback‘ erinnert sich der Ich-Erzähler an einen Gang, den er als Kind mit seiner Tante im heimatlichen Stratford-on-Avon gemacht habe. Der Pfad am Fluss, auf dem sie gerade gingen, so habe ihm die alte Dame erzählt, sei einmal der Lieblingsweg Shakespeares gewesen. Ein ‚Traumpfad‘ vor der Haustür.

Poesie des Ortes – ‚uta-makura‘

Der Weg ist das Ziel. Die Kurzformel für taoistische und buddhistische Lebenskunst ist zur Allerwärtsweisheit und zum Werbetext der Automobilindustrie banalisiert. Ein genauerer Blick auf den fernöstlichen ‚Kult des Weges‘ zeigt, dass nicht etwa ein Wandern ohne Ziel und Richtung gemeint ist, nicht ein Umherschweifen in einem beliebigen Raum. Das lustvolle Fahren in PS-starken Autos auf kurvenreichen Straßen schon gar nicht. Es geht vielmehr um die bewusste Annäherung an ein sorgsam gewähltes Ziel. Der Wunsch, ans Ziel zu gelangen, darf dabei nicht die Bedeutung jedes einzelnen Schrittes herabmindern. Das Aufsuchen von bestimmten bedeutungsgeladenen Orten in einer von sehnsüchtiger Spannung angetriebenen, oft auch kräftezehrenden Annäherung ist die Essenz von ‚angya‘, den zenbuddhistischen Wander-Exerzitionen. In diesem Zusammenhang erst erscheint der Weg als ebenso wichtig wie das Ziel.

Ein klassischer Text, der davon handelt ist, ist der Bericht des japanischen Dichters Basho (1644 – 1694) von seiner Wanderung durch den Norden der japanischen Hauptinsel. Im Alter von 46 Jahren bricht er 1689 in Tokyo zu seiner großen Wanderung „auf schmalen Pfaden durchs Hinterland“ (so der Titel seines berühmten Reiseberichts) auf. In 150 Tage wird er eine Wegstrecke von 2400 km zurücklegen. Zum Teil in unwegsamen Berggebieten, oft im Regen, manchmal bei Schnee. Sein tägliches Pensum – Ruhetage nicht eingerechnet - beläuft sich auf sieben bis zehn Li. Das sind 25 bis 35 Kilometer. Was treibt ihn an? „Im Geiste sah ich bereits den Mond von Matsushima.“ Dieses Bild begleitet ihn beim Aufbruch. Matsushima, der entfernteste Punkt der geplanten Fußreise, ist eine inselreiche, von Föhrenwäldern und steilen Felsen umgebene Bucht am Pazifik. Seit alters her für die Schönheit ihrer Vollmondnächte berühmt, ist die Landschaft von zahlreichen Dichtern besungen worden. Basho schöpft aus dem Kanon der zu seiner Zeit schon weit über tausendjährigen japanischen Poesie. Eine Kette solcher poetischen Bilder von Orten verdichtet sich zu einer Reiseroute. Sie formen Bashos ‚Songlines‘. Auch Basho folgt den ‚Fußstapfen der Ahnen‘. Die Sehnsucht, die in der Literatur verherrlichten Orte ‚in natura‘ zu sehen und zu erleben, bewegt ihn zu seiner langen Wanderung und lässt ihn unterwegs alle Strapazen verkraften. Sein Idol ist der mittelalterliche Dichter-Mönch Saigyō (1118 – 1190). 500 Jahre vor Basho war Saigyō sein ganzes erwachsenes Leben lang durch Japan gewandert, um an hunderten von Orten in hunderten von Nächten den Mond zu schauen. Die Energie des Mondes und die Schönheit der Kirschblüte durchziehen leitmotivisch seine Dichtung. In immer neuen Variationen macht er die Phänomene zu Symbolen für Vollkommenheit - und Vergänglichkeit. „Was ich mir wünsche: / unter den Blüten weilend / im Frühling zu sterben, / gerade im zweiten Monat / zur Zeit des vollen Mondes.“ Der Legende nach hat er dieses letzte Ziel erreicht.

Die Kette von Sehnsuchts-Orten formt Bashos Route durch das Land: Er besichtigt einen Weidenbaum inmitten von Reisfeldern, den Saigyō in einem seiner Gedichte beschrieben hatte, und tritt in dessen Schatten. Die Schranke am Grenzpass von Shirakawa, die er erreicht, als die Heckenrosen blühen, ist ein Ort, der in der klassischen Dichtung vielfach besungen wurde. Eine Burgruine an seinem Weg birgt in einem Schrein das Schwert eines legendären Samurai. Basho sucht und findet dort einen Stein, auf dem ein berühmter Zen-Meister seine Sitzmeditation (zazen) abhielt. Gebannt steht er eines Nachts vor dem Allerheiligsten eines Tempels. „Durch die Zweiglücken sickerte Mondlicht auf die Sandfläche.“ Diesen Sand vor seinen Augen hatte der Überlieferung nach ein buddhistischer Heiliger 300 Jahre zuvor eigenhändig ausgestreut. Ehrfürchtig steht Basho vor einer uralten, doppelstämmigen Kiefer, die in vielen Gedichten als Symbol der Langlebigkeit besungen worden war. Einen langen Abstecher nimmt er in Kauf, um bei Sonnenuntergang über Klippen und bemooste Felsen zu einem Bergtempel zu gelangen, den man als einen besonderen Ort der Stille verehrt. Der Zauber des Augenblicks und die Texte der Dichter, die vor ihm hier waren, inspirieren ihn zu einem klassischen Haiku der japanischen Literatur: „Stille...! / Tief bohrt sich in den Fels / das Sirren der Zikaden.“ Bashos Verse wiederum haben Generationen von Japanern an den Ort ihrer Entstehung gelockt. Bis heute.

„Uta-makura“ heißen solche Orte in der japanischen Tradition. Das Wort lässt sich mit ‚Gedicht-Kissen‘ übersetzen. Oder genauer mit: ‚Gedicht-Kopf-Stütze‘, denn im alten Japan legte man nachts den Kopf auf ein kleines, nur wenig gepolstertes Bänkchen. Bei den Orten handelt sich um Schau-Plätze, an denen sich Schönheit und Erhabenheit von Natur und Landschaft auf charakteristische Weise konzentrieren. Ihre besondere ökologische, ästhetische und spirituelle Qualität hat Dichter, Maler und Mönche im Laufe der Jahrhunderte immer wieder aufs Neue angezogen und inspiriert. Deren Denkbilder, zu denen sie in den ‚Fußstapfen der Ahnen‘ das eigene Erleben verarbeiten, sind oft miniaturhafte Momentaufnahmen. Sie werden von Generation zu Generation überliefert und weiter gedichtet. Diese Kontinuität und die daraus erwachsenen Landmarken wie Gedenksteine, Stelen, Tempel oder Schreine bilden die Aura dieser Orte, machen sie zu Kultplätzen. „Vergessen waren alle Beschwerden der Reise“, schreibt Basho über die Ankunft an einem ‚Kopfkissen-Ort‘, „Tränen traten mir in die Augen.“

Ein Ritual vollzieht sich. Am lange ersehnten Ziel atmet der Wanderer die besondere Luft des Ortes, setzt sich mit den Erinnerungen und der Stimmung der Landschaft in Beziehung. Das Bewusstsein „ich bin da“ löst einen Gänsehaut-Effekt aus. Feierlich liest oder rezitiert er die vertrauten Texte. Am Ort, wo diese entstanden, „enthüllt“ sich ihm „hier und jetzt“ die „geistige Haltung“ (Basho) einer langen Reihe von Vorfahren. Die Stimme der Natur und die Stimmen der Vorgänger klingen zusammen. Er wird von der Örtlichkeit ‚berührt‘, ‚angerührt‘ und ‚ergriffen‘. Der Ausdruck ‚mono no aware‘ (wörtlich: der Dinge Leid) meint das entzückte und zugleich wehmütige Berührtsein von den Dingen angesichts ihrer Schönheit und Vergänglichkeit. Er gelangt in eine Region, die höher ist als der Alltag. ‚Selbstvergessen‘ versenkt er sich in seine Umgebung, bis zu dem Punkt, wo er in ihr aufgeht. Der Ort setzt den Geist frei. In einem tranceartigen Ausnahmezustand wartet er auf eine Eingebung, die ihn sein Erleben in Gedanken und Worte fassen lässt. Ein neues Haiku, ein Denkbild, eine Idee machen ihn zum kreativen Fortsetzer und Erneuerer der Tradition. Er fühlt sich in den großen Strom der Zeit hineingenommen. Durch sein Erleben ‚im Herzen geläutert‘ setzt er seine Wanderung fort. ‚Sangya‘ bedeutet: Offen sein für die Wechselfälle, für unerwartete Erlebnisse und überraschende Begegnungen, für Windungen und Wendungen des Weges. Auch Irrwege und widrige Wetterereignisse und damit verbundene Strapazen nimmt man tief in sein Bewusstsein auf. Sie sind beispielhaft für die Unsicherheit und das Prekäre des Lebensweges. ‚Sangya‘ heißt auch: Offen sein für die Erfahrung der kosmischen Zusammenhänge. Unterwegs Sonne und Mond auf ihren Bahnen beobachten, den Wechsel der Jahreszeiten wahrnehmen, Makrokosmos und Mikrokosmos, der Einmaligkeit der Naturphänomene und den Konstanten des Daseins nachspüren. Zuletzt: Gelassenheit gegenüber den existenziellen Fragen einüben. So wird die Wanderung zu einem starken Symbol für den gesamten Lebensweg.

„Sonne und Mond, Tage und Monate verweilen nur als kurze Gäste ewiger Zeiten“. Mit diesem Satz beginnt Basho seinen Reisebericht. Er zitiert dabei den chinesischen Dichter Li Po (699 – 762). „Das Leben in dieser flüchtigen Welt / gleicht einem Traum“, so heißt es an einer anderen Stelle des berühmten Gedichts ‚Frühlingsnachtgelage unter Pflaumen- und Pfirsichblüten‘. Beide Motive tauchen zur gleichen Zeit auch in der europäischen Literatur auf: „La vida es sueño“, das Leben - ein Traum, dichtete 1635 der spanische Jesuitenzögling Calderon. „Ich bin ein Gast auf Erden“, schrieb 1666 in Berlin der lutherische Liederdichter Paul Gerhardt. Beide waren Zeitgenossen Bashos.

Die Pilgerfahrt

Pilgern ist spirituelles Wandern, ein Gebet mit den Füßen. Man wandert zu etwas Heiligem. Auf der ‚via sancta‘ geht jeder für sich, aber in den Spuren all derer, die vor ihm gingen. Der monotone Schritt, der gleichmäßige Rhythmus von Atem und Herzschlag, Gehen und Ruhen, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang werden zum Medium für die meditative Annäherung an die Erfahrung des Göttlichen.

Der Mensch des frühen Mittelalters hatte einen Aktionsradius, der selten über fünfzehn Kilometer hinausreichte. Alles was jenseits dieses Horizontes lag, erschien ihm fern und fremd, verlockend, aber auch bedrohlich. Reisen war das Privileg der Herrscher, der Wanderkaiser und ihrer Heere, der Kleriker und Händler, der Ausgestoßenen - und der Pilger. Die ‚Peregrinatio spiritualis‘ ist im christlichen Europa eng mit dem Grab- und Reliquienkult verknüpft. Dieser setzte um 600 ein und hatte einen frühen Höhepunkt in der Karolingerzeit um 800. In dieser Epoche entdeckte man im nordwestlichen Zipfel der iberischen Halbinsel ein Grab, von dem man glaubte, es berge die Gebeine des Apostels Jacobus. Die Kreuzzüge im ausgehenden 11. Jahrhundert schürten die Sehnsucht nach

den heiligen Stätten und erweiterten den Radius des Pilgerns. Die wichtigsten Routen führten nach Rom, über Venedig auf dem Seeweg nach Jerusalem und nach Santiago de Compostella. Vor dem Aufbruch begleicht man seine Schulden, macht sein Testament, beichtet und empfängt den Pilgersegens. Am Ende des Weges aber liegt verheißungsvoll eine heilige Stätte: ein Grab, der Schauplatz einer Erscheinung, die Aufbewahrungsstätte einer Reliquie. Dort angekommen, übt man die vorgegebenen Rituale: Man versenkt sich in ein ikonenhaftes Bild, berührt die Reliquie, zündet eine Kerze an, trinkt geweihtes Wasser. Pilgern geht es immer um Heilung. Oft steht die Gesundung von leiblichen Krankheiten oder Gebrechen im Vordergrund. Meist aber geht es darum, auf diesem Weg für eine begangene schwere Sünde individuell und aktiv Buße zu tun, die Vergebung zu erlangen, sich mit seinem Gott zu versöhnen und sein künftiges Seelenheil zu sichern.

„Ultreia“! Auf geht's! „Santiago!“ Mittelalterliche Jakobspilger wandern aus ganz West- und Mitteleuropa viele hundert Kilometer nach Santiago de Compostella, zum ‚finis terra‘, dem geographischen Ende des alten Europa. Zu der Zeit liegt es hart an der Grenze zum maurischen und damit islamischen Kulturraum. Pilger auf dem ‚camino de Santiago‘ haben ihre besondere Ausrüstung. Sie gehen in Schnürstiefeln oder Sandalen. Eine weit geschnittene, aufgeschlitzte Pelerine und ein breitkrepiger Hut schützen vor Regen, Kälte und Sonnenbrand. Ein trapezförmiger lederner Beutel hängt an einem Riemen über der Schulter. Er ist eng, denn man führt nur kleine Vorräte mit sich, und stets offen, denn man ist bereit, zu geben und zu nehmen und mit den Armen zu teilen. Der schulterhohe Wanderstab dient als dritter Fuß zur Entlastung beim Gehen, aber auch zur Abwehr von Hunden und Wölfen. Die Kalebasse, ein ausgehöhlter Kürbis, fasst den Wasservorrat. Das ist alles. „Allez sur le léger!“ Geht leicht! ist die Regel. Die Jakobsmuschel, das Symbol des Apostels, ist das jedem Menschen entlang des Weges geläufige Erkennungszeichen. Der Jakobsweg, glaubt man, folge dem Lauf der Sterne nach Westen. Er sei ein Abbild der Milchstraße.

Die Pilgerfahrt ist eine Unterbrechung des Alltags, ein Ausstieg auf Zeit. Pilger sind freiwillig arm. Im Extremfall gehen sie barfuß, ungewaschen und langhaarig ihren Weg. ‚Wandeln‘ – das alte Wort für ‚eine edlere Art des Ganges‘ (Grimms Wörterbuch) – und ‚sich wandeln‘ im Sinne von ‚verwandeln‘ hängen eng zusammen. ‚Wallen‘ wiederum, das Grundwort von ‚Wallfahrt‘, bezeichnet neben der Bewegung von Ort zu Ort auch die Bewegung des quellenden und sprudelnden Wassers. Die ‚innere Reise‘ zu den spirituellen Quellen der Existenz ist das eigentliche Ziel der ‚Peregrinatio sacra‘. Das gesamte bisherige Leben läuft vor dem inneren Auge ab. Während man geht, ist Zeit, über sich selbst nachzusinnen. Pilgern befreit. Manchmal ist es freilich schlicht und einfach der einzige Weg, um aus der Enge des gewohnten Daseins auszubrechen. Unterwegs ist man selten allein. Pilgern ist auch das Erlebnis der Begegnung mit fremden und doch gleich gesinnten Menschen. Wenn die Wanderung gelingt, ist man dem Geheimnis des Menschseins und dem Geheimnis des ganz Anderen ein Stück näher gekommen. Das existenzielle Abenteuer, das sich der Pilger unterwegs erhofft, ist der Einbruch des Numinosen. Er macht sich auf den Weg, um eine Offenbarung zu erleben, die seinem Leben eine neue Richtung gibt und ihn in einen ‚neuen‘ Menschen verwandelt.

Viele Kulturen der Welt kennen die spirituelle Wanderung. Der heilige Fluss der Hindus ist der nordindische Ganges. Seine Quellen liegen im Himalaya, dem Dach der Welt und Wohnsitz der Götter. Varanasi (Benares), die Stadt am Ganges, ist eine der ältesten kontinuierlich bewohnten Städte der Erde und uralter Pilgerort. Mehr als ein Million Pilger besuchen noch heute jedes Jahr die Stadt. An vielen Stellen des Ufers führen Treppen in den Fluss hinein. Mantras rezitierend, vollziehen die Pilgerinnen und Pilger dort das rituelle Bad. Es soll von allen Sünden reinigen. Nur zwei Wegstunden entfernt liegt Sarnath. An diesem Ort soll Gautama Siddharta, der Buddha, seine erste Predigt gehalten haben. Sie eröffnete seinen Zuhörern den achtfachen Pfad, auf dem innerer Frieden, Erleuchtung und Nirvana zu erreichen sei.

Die ‚hajj‘ (sprich: Hadsch), die Pilgerfahrt nach Mekka, ist ein zentrales Element des islamischen Glaubens. Es ist die Einladung Gottes in sein Haus. Die ‚ka‘aba‘ ist ein schwarzes, würfelförmiges Gebäude, laut Überlieferung auf göttliche Weisung von Abraham errichtet. Es besteht aus einem einzigen Raum. Für gläubige Moslems ist er der Nabel der Welt. Wo immer sie wohnen, richten sie bei jedem Gebet den Körper nach diesem Ort aus. Einmal im Leben, wenn möglich, pilgern sie dorthin. Zumindest die letzte Wegstrecke legt man zu Fuß zurück. Jeder ist in zwei weiße Tücher gehüllt. Alle sehen völlig gleich aus. Die Gewänder haben keine Taschen. Soziale Unterschiede sind aufgehoben. Alle trinken aus dem Zamzam-Brunnen, steinigen die ‚iblis‘, die Säulen, die das Böse verkörpern. Ist Mekka erreicht, beginnt der ‚tawaf‘, die siebenmalige rituelle Umkreisung der ‚ka‘aba‘. Inmitten eines riesigen Stroms von Menschen hat der Pilger das emotionalste Glaubenserlebnis seines Lebens. Es markiert einen Neuanfang für die Zeit, die ihm noch bleibt.

Der ‚grâl‘ (franz. graal, engl. grail) taucht Ende des 12. Jahrhundert als Motiv in den westeuropäischen Literaturen auf. Das magische Wort bezeichnet den Abendmahlskelch Christi. Nach einer apokryphen, von der Kirche nie anerkannten Überlieferung habe Joseph von Arimathia in dem Gefäß bei der Kreuzigung Blutstropfen Christi aufgefangen. Danach bleibt der Gral verschollen. Auf verschlungenen Wegen soll er in das mittelalterliche Europa gelangt sein. Der französische Dichter Chrestien de Troyes verknüpft um 1200 die Gralserzählung mit der Artussage von den Rittern der Tafelrunde, die aus dem keltischen Kulturkreis stammt. Nun erscheint ‚le graal‘ als ein mit Edelsteinen besetztes Gefäß für die Aufbewahrung der Hostie. In Wolfram von Eschenbachs Nachdichtung, dem Parzival, wird der ‚grâl‘ zu einem Stein mit lebensspendender Kraft. Auf der Gralsburg inmitten eines großen Waldes hütet ihn eine ‚rîterliche bruoderschaft‘. Bewusst bleibt er in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Der Gral symbolisiert die ‚heiligen dinge‘, das stets zu Erstrebende und doch nur durch göttliche Gnade zu Erlangende, also das Kostbarste im Leben, die höchsten Ziele. Der ‚Parzival‘-Roman handelt vom Auf-dem-Weg-Sein, der stetigen lebenslangen Suchbewegung. Jede Annäherung an den Gralsbezirk ist voll von Gefahren und Verlockungen, von unvorhergesehenen Prüfungen, Strapazen, Bewährungsproben und metaphysischen Abenteuern. Es gibt keinen leichten Weg. Der Pilger hat zwar ‚vil vrîe wal‘. Aber unter der Vielzahl von Wegen, zwischen denen er wählen kann, führt nur einer zum Ziel. An den Weggabelungen, den Scheidewegen, ist immer die Entscheidung für den schmalen ‚stîc‘, den ‚phat‘, niemals die für die breite und bequeme ‚strâze‘, die richtige. Parzival ist Ritter. Seinem Stand gemäß reitet er, selbst im unwegsamen Gelände. Aber er lernt, dass es Ziele gibt, die man nur ‚ze vuoz‘, zu Fuß erreichen kann. Der graubärtige Ritter, sein Weib und seine zwei schönen Töchter, denen Parzival an Karfreitag im verschneiten ‚wilden walt‘ an der Grenze zum Gralsbezirk begegnet - „sie giengen alle barvuoz“. Der homo viator, der Wanderer ist ein aktiv Suchender. Aber der Weg trägt, führt und leitet. Ihm selbst wohnt eine verlässliche Kraft inne, die sich ihm vom Ziel her überträgt. Indem sich der Pilger zielstrebig dem verborgenen Gral und der Aufdeckung des Geheimnisses nähert, gibt er seinem Leben eine neue Richtung. „Der Prozess der Selbsterkenntnis“, so der Germanist Joachim Bumke, „steht im Mittelpunkt der Dichtung.“ Die Suche nach dem Gral dient dazu, sich und seine Bestimmung kennenzulernen.

Die blaue Blume

Wegbereiter der romantischen Fußreise war Jean-Jacques Rousseau. Als junger Mann vagabundierte er wie ein ‚Compagnon‘, ein Handwerksgeselle, über die Landstraßen zwischen Genf und Lyon, Turin und Paris. Der Liebe zum Wandern blieb Rousseau treu. In den „Träumereien eines einsamen Spaziergängers“, die er gegen Ende seines Lebens aufschrieb, koppelte er das freie, intuitive Denken an die Bewegung des frei schweifenden Gehens. Nie habe er so intensiv gedacht und existiert, nie sei er so sehr bei sich selbst gewesen. „Wandern ist für mich ein Bedürfnis. Eine Fußreise bei schönem Wetter und in einer schönen Gegend zu machen, ohne Eile zu haben... ist von allen Arten zu leben am meisten nach meinem Geschmack.“ Bis in Rousseaus Epoche reiste man, um anzukommen. Für die Oberschichten war die Fortbewegung zu Pferd oder in der Kutsche die einzig standesgemäße Art des Reisens. Rousseau hat das Wandern nobilitiert. Und er hat die Vorstellung von landschaftlicher Schönheit revolutioniert. „Gießbäche, Felsen, dunkle Wälder... schroffe Pfade, die ebenso schwer zu erklettern wie herabzusteigen sind, Abgründe auf beiden Seiten, die mir Angst einjagen“ - was bis dahin als Wildnis und Ödland galt, erklärte man nun für schön. Rousseau gehörte zu denen, die Alpen in Mode brachten. Wie naturbelassene Nahrung, schlichte Kleidung, kindgemäße Erziehung und körperliche Arbeit machte er das Wandern zu einem Bestandteil seines Programms für eine andere Moderne. Nach seinem Tod umschrieb man es mit der Kurzformel ‚zurück zur Natur‘. Sein Loblied auf das ‚vie ambulante‘ wirkte auf eine ganze Generation europäischer Jugend.

Die ‚blaue Blume‘ ist eine Schöpfung der deutschen Romantik. Wilperts Literaturlexikon beschreibt sie als „Inbegriff aller romantischen Sehnsucht nach dem Unendlichen, Unerreichbaren, All-Einen...“ Ein genauerer Blick auf dieses zarte Pflänzchen lohnt. Novalis hat das Symbol in seinem 1802 postum erschienenen Roman ‚Heinrich von Ofterdingen‘ eingeführt. Er schöpfte aus vielen Quellen. In der Geheimsprache der Alchemie, mit der sich der Dichter während seines Bergbaustudiums im sächsischen Freiberg beschäftigt hatte, spielte die Lilie eine Rolle - als Symbol für eine mit dem inneren Auge geschauten Realität. Eine thüringische Sage vom Kyffhäuser, also aus der engeren Heimat des Dichters, erzählt von einer Wunderblume, die einem Schäfer am Johannistag den Zugang zu einer Schatzhöhle öffnet. Als er sie mit vollen Taschen verlassen will, ruft eine Stimme: Vergiss das Beste nicht! Ohne den Sinn der Worte zu verstehen, verlässt er die Höhle. Sie schließt sich hinter ihm - für immer. Das Beste, die Wunderblume, bleibt verschollen.

Die blaue Blume ist ein Traumbild. In Novalis' Roman folgt Heinrich, die Hauptfigur, seinem Traumpfad durch einen dunklen Wald zu einer Felsenschlucht. Er klettert über bemooste Steine, gelangt über eine Bergwiese zu einer hohen Klippe, betritt den Gang zu einer weitläufigen Tropfsteinhöhle mit einem Wasserbecken, entkleidet sich, schwimmt mit einem leuchtenden unterirdischen Strom zu Tage, und findet sich auf weichem Rasen an einer von dunkelblauen Felsen umgebenen Quelle. Diese Traumsequenz am Anfang des Romans ist stark erotisch aufgeladen. Die ‚männlichen und ‚weiblichen‘ Aspekte signalisieren eine Intimität mit der durchwanderten Landschaft, die über Rousseaus Wohlgefallen an malerischen Gebirgspfaden weit hinausgeht. Das zugrundeliegende landschaftsästhetische Konzept hat Novalis an anderer Stelle formuliert: „Landschaften – Oberflächen – Structures – Archetektische. HöhlenLandschaften, Atmosphären, WolkenLandschaften. Die ganze Landschaft soll Ein Individuum bilden – Vegetation und unorganische Natur – Flüssige, Feste – Männliche – Weibliche, geognostische Landschaften. Natur Variationen.... Die Bäume, Landschaften, Steine, Gemälde bewohnen. Eine Landschaft soll man fühlen wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes...“

In dieser Körper-Landschaft also spielt der Traum Heinrichs und nähert sich seinem ‚peak experience‘. „Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten glänzenden Blättern berührte... Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfang; die Blätter wurden glänzender und schmiegteten sich an den wachsenden Stängel, die Blume neigte sich ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte...“ Die blaue Blume ist also keine Blume, sondern eine Verschmelzung von menschlichen und pflanzlichen Elementen, ein Mischwesen. Das Leitmotiv romantischer Naturphilosophie ist hier gestaltet: Sich der Naturzugehörigkeit des Menschen wieder bewusst werden, die Entfremdung aufheben, die Einheit von Natur und Geist wiederherstellen. „Gehören, „so fragte Novalis, „Tiere, Pflanzen und Steine, Gestirne und Lüfte nicht auch zur Menschheit? Und ist sie nicht ein bloßer Nervenknotten, in dem unendlich verschieden laufende Fäden sich kreuzen?“

Die Chiffre der blauen Blume, von Heinrich Heine zum umfassenden Symbol der ganzen Epoche erklärt, haben viele Dichter des 19. Jahrhunderts aufgenommen. Noch Friedrich Hebbel lässt den blauen Kelch einer Blume der blauen Glocke des Himmels entgegenwachsen. Der jüngste Tag dagegen erscheint in seiner Fantasie als eine ungeheuerere rote Blume, die alles einsaugt. Vergiss das Beste nicht! Die Suche nach der blauen Blume wird zum lebenslangen Streben nach einem Ideal, nach dem tieferen Sinn der Existenz, der Erfahrung des Einsseins mit Natur und Kosmos. „Wo gehn wir denn hin?“ fragt am Schluss von Novalis' Romanfragment Heinrich, mittlerweile als Pilger „auf einem schmalen Fußsteige, der ins Gebürg hinaufliet“ unterwegs. Und Zyane, das Mädchen, das ihm dort begegnet, antwortet: „Immer nach Hause.“

Spirituelles Wandern erlebt im 21. Jahrhundert eine Wiederkehr. Nach dem Abschied von den kollektiven Gewissheiten scheint das Bedürfnis, seine Traumzeit, den ureigenen ‚Gral‘, seine höchstpersönliche ‚blaue Blume‘, die Vision für das eigenen Lebens zu entdecken, neu zu erwachen. Chatwins Reiseroman über die ‚Songlines‘ haben die archaischen Kultplätze im australische ‚outback‘ auf die Landkarte des Ferntourismus gebracht. Der Jakobsweg ist heute vermutlich so bevölkert wie zur Zeit der Gotik. Immer mehr Reiseveranstalter bieten „Visionssuchen“ in der Wildnis an. So unterschiedlich die Rituale sein mögen, Methoden und Ziele ähneln sich: In Phasen der persönlichen und gesellschaftlichen Krisen und Umbrüche einen möglichst großen Abstand vom Alltag suchen. Sich allein und ohne Ballast in einer geschichtsträchtigen Landschaft bewegen. Unterwegs sich den existenziellen Fragen stellen: Wer bin ich? Wo stehe ich? Wo will ich hin? An was glaube ich? Zu wem gehöre ich? Was ist mein Auftrag? Um dann mit den Umrissen eines erneuerten tragfähigen Lebensentwurfs gestärkt und gereift in den Alltag zurückzukehren.

Quellenangabe:

Grober Ulrich, Vom Wandern, Verlag Zweitausendundeins, Frankfurt am Main, 2. Auflage 2006